

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 8 — Sonntag, den 21. Februar 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Für Volk und Vaterland

Zum Heldengedenktag 1937



Hochkreuz auf der
deutschen Kriegs-
gräberstätte
Souain, Frank-
reich, errichtet
vom Volksbund;
Ort: Bezirk
Thüringen des
Volksbundes

„So gedenken wir all der Kameraden, denen dieses Denkmal gesetzt ist, und nicht im Sinne der Klage, sondern in dem Sinne, wie sie es selbst gewollt und durch ihren Tod bekräftigt haben. Klage nicht, Kampf! Und wir wollen nichts anderes, als das vollenden, wofür diese Kameraden gefallen sind. Sie sind gefallen, haben gekämpft, nicht für sich, für uns, für alle, für ein Volk und ein Vaterland!“

Der Chef des Stabes der SA, Luze, bei der Ehrenmalweihe in Cleve

Wie der Volksbund die Ehrenstätte Nazareth erbaute

Dem Heft „Kriegsgräberfürsorge“ in Wort und Bild entnommen.

Hebt diesen Toten hoch zum Gruß die Hand!
Sie sind so fern vom Vaterland gefallen,
Die Lürme aber ihrer Treue ragen
Uns allen, allen
Mitten im Land. Baldur v. Schirach

Einen Turm der Treue baut der Volksbund in Nazareth. Er ist das Wahrzeichen der Kriegsgräberstätte. Er ist das Sinnbild unauslöschlicher Dankbarkeit des deutschen Volkes. Wächter ist er über den Gräbern der Helden, die hier aus den Palästina- und Wüstenkämpfen zur letzten Ruhe versammelt sind; und Denkmal ist er zugleich für alle, die in diesem Kampfgebiet ihr Leben ließen und im Wüstenland verschollen sind.

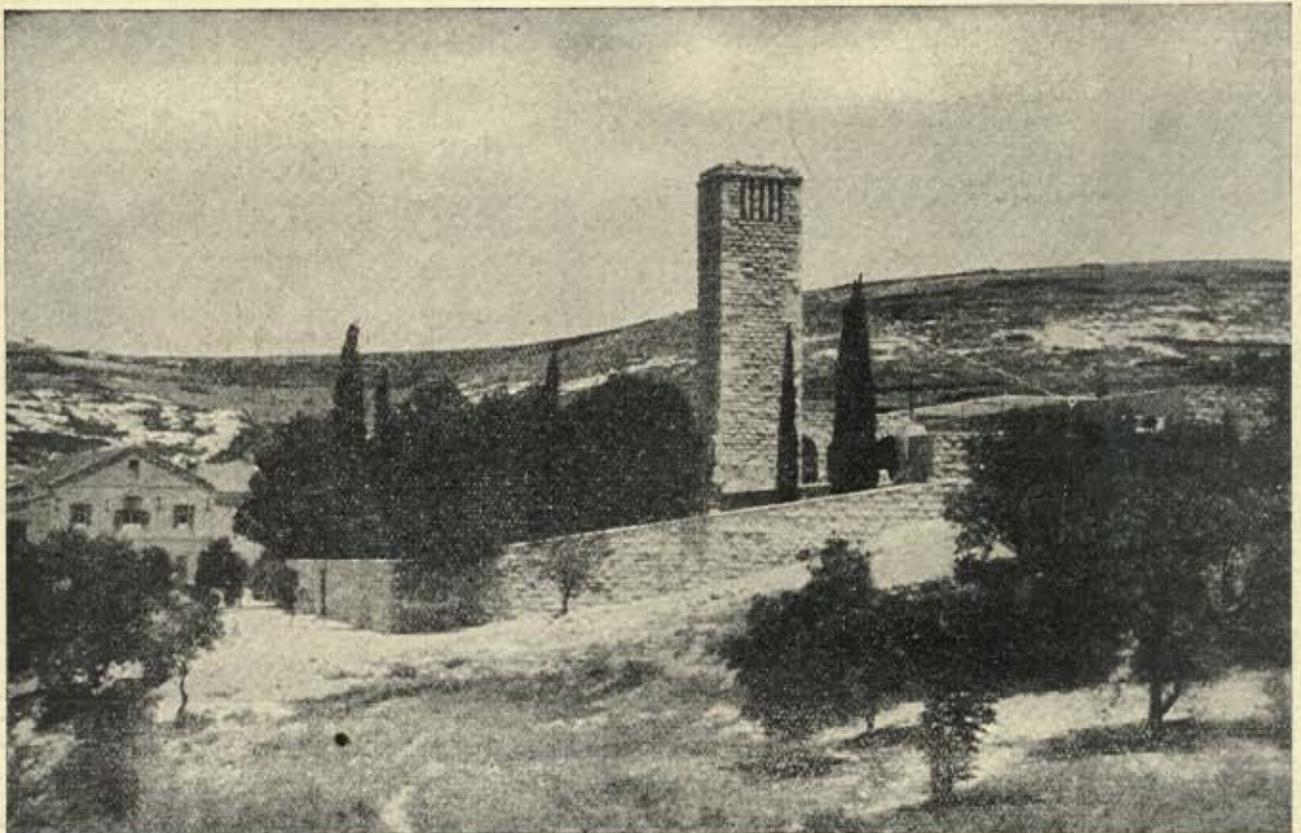
Wir wissen heute, daß das Bemühen der Türken, unserer Bundesgenossen im Weltkrieg, und der deutschen Verstärkungen, das britische Weltreich an seiner strategisch empfindlichsten Stelle, dem Suez-Kanal, entscheidend zu treffen, vergeblich gewesen ist. Das mindert nicht die Größe des heroischen Versuches und die Größe der kriegerischen Leistungen. Bis an den Kanal waren die Stellungen vorangetragen, ehe die Uebermacht der Engländer sich organisieren konnte und nun in zähen Kämpfen Deutsche und Türken in Schlachten und Stellungskriegen zurückdrängte; bis auch hier im Jahre 1918 der Durchbruch der Front erfolgte, der mit seinen Folgen dem ganzen Unternehmen den Charakter des Tragischen verleiht. Aber unvergänglich stehen am Himmel soldatischen Ruhmes die Namen Dschemal Pascha, v. Falkenhayn, Liman v. Sanders, stehen die Leistungen des deutschen Afrikanerkorps, das geistig, seelisch und soldatisch das Rückgrat der kämpfenden türkischen Truppen bildete, stehen die Heldentaten der unbekanntenen Soldaten im Kampf gegen Engländer und Araber, gegen Sand und Sonne, Hunger und Durst. —

Nazareth — dieser uns allen vertraute Name — war in den Kriegsjahren Sitz des Heeresgruppenkommandos und vieler Stäbe. Schon im Kriege wurden hier viele deutsche Gefallene

zur letzten Ruhe bestattet. Wer kennt nicht die Gräber der tapferen Flieger, auf denen zerspaltene Propeller in Kreuzform zusammengefügt sind? Weit und kahl sind die Hänge der nazarenischen Höhen, in deren Kessel die Stadt liegt. Kein Tropfen Regen fällt von März bis Mitte Dezember. Sengende Sonne zerstört alles pflanzliche Leben. Aber der Deutsche will Schatten und Kühle, will lebendiges Grün für die Stätten, wo er seine Toten zur letzten Ruhe bettet. Dies alles bot der Friedhof der „Barmherzigen Brüder“, österreichischer Mönche. Wie eine Dase liegt er an der Pilgerstraße, die über Kana nach Tiberias und dem See Genezareth führt. In den Schatten der Zypressen und Oliven wurden unsere Toten gebettet. Gastfrei gaben die Mönche ihnen Ruherecht und betreuten ihre Gräber.

Als der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge im Benehmen mit dem Auswärtigen Amt sich zum Bau einer Ehrenstätte in Nazareth entschloß, die alle Toten vereinigen sollte, konnte er keinen besseren Platz wählen als diesen Friedhof der Mönche. Sie kamen ihm zu Hilfe, sie schenkten ihm das Gelände, das bergwärts unmittelbar an ihren Friedhof grenzt. Hier entstand nun das Heldenmal, von dessen Werden die Bilder dieser Seiten künden. Beide Teile, Friedhof der Mönche und deutsches Ehrenmal, sind zu einer organischen Einheit verschmolzen. Beide gehören zueinander. Der Friedhof der Mönche gibt unserem Heldenmal den wehevollen Abstand von der Straße. Als Krönung des Ganzen ragt es mit seinem Turm aus dem Grün der Zypressen hervor.

In einer organischen Dreiteilung, aber vereinigt zu einer künstlerischen Einheit, stellt sich die Ehrenstätte in Nazareth dar. Diese drei Teile sind: Terrasse mit Ehrenhof; Ehrenhalle mit Turm; und als letztes die mauerumsäumten Gräberfelder, die wir als Grabkammern bezeichnen möchten. Durch einen engen Torbogen, von einem Kreuz gekrönt, steigt der Besucher am rechten Ende der Stühmauer auf schmaler Treppe zur Terrasse hinan. Sie bildet den Ehrenhof und den Platz zur feierlichen



Gesamtansicht
der deutschen
Kriegsgräber-
stätte Nazareth
in Palästina

Verammlung. Von hier umfaßt der Blick die nazarenische Landschaft und taucht, aus blendender Helligkeit Erquickung suchend, in das Dunkel des mit Oliven und Zypressen bewachsenen Friedhofes der Mönche. Die ganze Fläche der Terrasse wurde mit Steinen ausgelegt. Ihren räumlichen Abschluß erhielt sie durch die rückwärtig langhinziehende Mauer, hinter der die Grabkammern liegen, und ebenso an der Schmalseite durch Turm und Ehrenhalle. In rechteckiger Form, aus schweren Quadern gefügt strebt der Turm zum Himmel. In drei feierlichen Bogenstellungen öffnet sich die Ehrenhalle zur Terrasse hin. Ein Stufenkana aus wuchtigen Steinplatten führt aus der Ehren-

halle zu den höher gelegenen Gräbern hinauf. Von allen Seiten sind sie fest umschlossen und profanem Auge unsichtbar. Ein schmales Bittertor aus Bronze gewährt den Einlaß. In der Achse dieses Eingangs hat an der Rückwand der hinteren Reihe der Grabkammern in einer Nische die Jünglingsfigur, der Wächter von Nazareth, seine Aufstellung gefunden. Er ist der Hüter dieser Grabkammern, sechs an der Zahl, die in langgestreckter Form in zwei Reihen angeordnet und durch Torbogen miteinander verbunden ist. So können wir sie in feierlicher Andacht durchschreiten, können Namen um Namen lesen, die in den Bogenarkaden über den Gräbern auf marmornen Tafeln ein-

gemeißelt sind. Von den umsäumenden Mauern empfangen die Gräberreihen Kühle und Schatten, die Mönche hegen und pflegen sie. Und aus den Gräberfeldern sieht der Besucher durch schmale Torbogen hinaus in die Landschaft, aus deren Wesen der Künstler diese Kriegsgräberstätte geformt hat, und aus deren natürlichem Werkstoff, dem gelblichen Marmor der nazarenischen Berge, sie erbaut wurde.



Durch Kamelkarawanen und Lastträger wurden seinerzeit die Steine zum Ausbau der deutschen Ehrenstätte Nazareth in Palästina herangeschafft

Ann-Christin *liebt nur einmal*

Roman
von
Susi
Teubner

(2. Fortsetzung.)

Knads — innerhalb einer halben Stunde stand Karthesium zum zweitenmal vor einem abgehängten Telefongespräch. Aber diesmal knüpfte er in seinem Kopf lange nicht so schwerwiegende Überlegungen daran. Höchst befriedigt legte er sich auf seine Couch, kaute an einer Zigarettenspitze und wartete nun seinerseits auf den Anruf von Müller III. Er mußte ziemlich lange warten, bis das Telefon schrillte.

„Hallo!“

„Harry?“

„Ja.“

„Die Frau wurde von einem Mann angesprochen und begleitet, der mir verdammt bekannt vorkam. . .“

„Was heißt das? Wer war es?“

„Das weiß ich eben nicht.“

„Unfähig“, brummte Karthesium, „unserer muß immer wissen, wer jemand ist und was mit dem Betreffenden los ist. Was war also?“

„Er kam aus Eurem Kaffee heraus. Dunkelgrauer kariertes Anzug. Etwa 1,85 Meter groß. Sehr ungetragen aussehender Hut. Kurz vorm Bahnhof Zoo holte er sie ein, sprach sie an und ging mit. Er löste eine Fahrkarte. Sie fuhren 2. Klasse. Ich saß an der Rückwand. Sie sprachen von ihrem gegenseitigen Alter. Dann hielt er einen Vortrag über Provinz und Großstadt. Warschauer Brücke stieg er aus. Konnte leider nicht verstehen, ob sie sich wieder verabredeten. Sie ging in Karlsdorf auf schnellstem Wege nach Hause. Um 6 Uhr 15 kam Tringard Cohrs und ging um ¼ 8 Uhr. Unser Vogel verließ nicht mehr das Haus.“

„Das ist kein Vogel für dich, mein Lieber. Im übrigen übernehme ich selbst den Fall. Hast also Deine Nase in keiner Weise mehr hineinzustecken. Bearbeite Runge & Co.“

Diesmal war es Karthesium, der abhingelte. Und zwar sehr befriedigt. Es mußte klappen mit Ann-Christin!

*

Ann-Christin träumte: sie war ein schöner Schäferhund. Frauchen hatte sie auf den Markt mitgenommen, angebunden und „schön brav warten“ gesagt. Dann hatte es angefangen zu regnen. Unentwegt tropfte es auf die schwarzen Nasen. Auf Struppelhaar und auf seidenweiches Fell von lauter nassen Hundchen. Die Mimik verriet das trostlose Empfinden der armen Hundeseelen. Auch der Schäferhund ist natürlich verdrießlich. Aber er ist es nicht ohne Würde. „Ein ganzer Kerl“ würde Frauchen von ihm sagen. Er sitzt aufrecht mit geraden Ohren, nicht achtend des Gewinsels um ihn herum und denkt: Das ist nun einmal so; die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens. Es kommt darauf an, Haltung zu bewahren. Ich verzichte auf Beschwerde. Ich werde schon nicht bis an das Ende meiner Tage hier im Regen sitzen. Es brach die Sonne durch. Sie kitzelte den Schäferhund auf seiner Nase. —

Ann-Christin wachte mit einem Niesen auf. Natürlich wußte sie nichts mehr von ihrem Traum. Sonst hätte sie bestimmt ganz leicht und leise für sich selbst aufgelacht: sie — gerade sie, die angeblich so erotische Ann-Christin erlebte die Quintessenz ihres Daseins in der Gestalt eines deutschen Schäferhundes! Nun lag sie wach. Schon so viele, wache, einsame Nächte — sehr viele schon — waren über sie gekommen, bauten einen kristallinen Dom in ihr und immer stiller wurde dann die Stille. Denn die Nacht verwandelt alle Dinge, Tiefe und Be-

deutung gibt sie ihnen, so wie auch erst die Nacht unseren Augen die Fähigkeit verleiht, die Sterne zu sehen und das flutende Mondlicht und die dunkle Tiefe des Horizonts.

Da weiß die Frau auf einmal wieder von der Perlenkette! Ganz hellwach ist sie nun. Wie war das doch damit gemeint? Sie denkt hin und her. Es war in ihrem Kopf wie auf einem Rangierbahnhof. Wie Züge fahren ihre Gedanken vorwärts, rückwärts, auf ein neues Gleis, wieder auf ein altes Gleis zurück. Und als Ann-Christin müde vom Denken wieder eingeschlafen war und am nächsten Morgen aufwachte, wußte sie immer noch nicht, was sie tun sollte. Sie hatte nicht viel Kriminalromane in ihrem Leben gelesen. Und so war ihr nur die Möglichkeit eingefallen, daß dieser hübsche Junge von gestern in dem dunkelgrauen, diskret karierten Anzug etwa verfolgt wurde. Vielleicht hatte er die Perlenkette loswerden müssen, vielleicht — — —

Ann-Christin hatte in den drei Jahren, in denen sie nun schon allein war, viel Männer kennengelernt. Sie hatte sich gefreut, umworben zu sein. Aber sie trug stets, wie es allgemein von ihr hieß, eine unsichtbare Kanne Kaltwasser bei sich, die sie bereit war, allzu heißen Verehrern über den Kopf zu schütten. Niemals bisher, gewiß nicht, hätte sie sich gescheut, Schnurstracks auf die nächste Postzeiwache zu gehen, um die Kette mit den nötigen Angaben abzugeben. Kein Mensch ist unfehlbar, hätte sie achselzuckend gedacht. Schade, also auch dieser nicht, hätte sie in solchem Augenblick gemeint. Aber gerade diesem Jungen mochte sie keine zweifelhaften Handlungen zutrauen.

Sie sieht ihn jetzt deutlich vor sich: herb, schwer, groß und dabei doch forsch. Feste graue Augen schauen ruhig unter geraden Augenbrauen hervor. Augen, wie sie eigentlich nur Bauern und Seeleute haben, die voll sind von Hingebung an die Natur und voll sind von Herrentum gegenüber dem Boden oder dem Meere.

Diesem jungen Menschen möchte ich keinen Eimer Kaltwasser über den Kopf schütten, dachte Ann-Christin und nahm sich vor, erst einmal zu einem Juwelier zu gehen und festzustellen, ob die Kette echt ist. Je nachdem würde sie dann in der Spree oder in einem Fundbüro landen. Ann-Christin machte sich also auf den Weg.

2.

Diese Stadt ist doch unwahrscheinlich schön, dachte Ernst v. Decken. Alle Großstädte sollten so aussehen wie dies Rio de Janeiro: Um die Fabriken rauschen die Palmen, über die Mietskasernen segeln die herrlichsten Schmetterlinge. Wie ein laues Bad, so weich ist die Luft und das Grün der Pflanzen ist satt und tief und beinahe bläulich. Ein unbeschreibliches Blaugrün, das in seiner Wirkung des Unendlichen an die Palette holländischer und deutscher Meister erinnert.

Ernst v. Decken fuhr auf der Drahtseilbahn zu dem Wahrzeichen Rios, dem Zuckerhut, am Eingang zum Hafengolf hinauf. Das Meer flimmert in tropischer Hitze, die Wolken jagen in violetten Fegen. Die Sonne versinkt hinter dunstenden Matten, und wo eben noch scharlachrotes Abendrot lag, ist jetzt schwarzbraune Bronze. Wie Irrlichter gleiten die Barken von Insel zu Insel. Die Buchten blitzen, als wären sie mit tausend Brillanten besetzt.

Ernst v. Decken, nunmehr 30 Jahre alt, drei Jahre durch Amerika gestreift, nie zuviel aber fast immer Geld in der Tasche, um mit dem Abstand des Besizenden interessante und flotte Artikel für deutsche Zeitungen zu schreiben, hatte hinaus- und hinuntergestarrt mit dem intensivsten Wunsche, malen zu dürfen — nicht schreiben zu müssen.

Vom Wagen sprangen die Fahrgäste zur Spitze der Decken als erster. Da hörte er hinter sich den leisen Aufschrei „au“. Blüßschnell drehte er sich um. Dieses kräftige, ehrliche „au“ konnte nur aus deutschem Munde kommen. In diesem Augenblick begriff Ernst v. Decken nicht, daß er nur die Natur außerhalb des Wagens gesehen hatte und gar nicht dieses kleine Menschenwunder in dem Wagen drin. Das war ja ein süßes Geschöpf trotz des profaischen „au“. Und auch dieses „au“ klang dem jungen Menschen auf einmal wie Musik in den Ohren. Kastanienbraune Locken mit dem goldenen Schimmer, wie er nur in Deutschland zu finden ist, umrahmten ein schmales Gesichtchen, aus dem blaue Augen eben gerade in Ernsts braune hineinschaute. Blau waren diese Augen, so blau, wie die Seen in Ostpreußens Wäldern. Ja, sogar das Weiße der Augen hatte einen bläulichen Schimmer, und eine Sekunde lang hatte auch der kleine Mund einen blaßbläulichen Schein, denn vier feste weiße Zähne bissen krampfhaft hinein. Wahrscheinlich, um einen neuen verräterischen Schmerzenslaut zu verhindern. Die Haut des jungen Mädchens schien Decken unwahrscheinlich zart und weiß. Drei Jahre lang hatte er nicht mehr solche Haut gesehen. Was Wunder, daß sein Herz einen kleinen Freudenprung tat. Wie ein deutsches Märchen kam es ihm vor. Ja, wirklich, als wäre sie aus einem Märchenbuch entsprungen — so sah sie aus: ein Schuß Aschenbrödel, ein Schuß Schneewittchen, ein Schuß Dornröschen. Mit vorsichtiger, leiser, zaghafter Stimme fragte er: „Haben Sie sich arg weh getan?“

Das „deutsche Märchen“, das sich inzwischen zu dem vertretenen Fuß gebückt hatte, blickte erstaunt auf, leicht verwirrt, leicht dankbar und auf einmal sehr glücklich: dieser schlanke, dunkle Mensch war ein Deutscher! Während der ganzen Fahrt hatte sie überlegt: was für ein Landsmann mag dieser Fremde sein. Sie hatte sogar kaum einen Blick für das schöne Stadtbild von Rio gehabt, von dem sie heut Abschied nehmen mußte. Sie hatte tatsächlich immer nur diesen jungen Mann angesehen, der so schlank und hochgewachsen war wie ihr Bruder von der Watterkant, der aber so dunkle Haare, so dunkle Augen, die gleichsam von innen herausleuchteten, so dunkle Haut hatte wie, ja vielleicht wie ein Italiener, wie ein Spanier, allerdings auch niemals wie ein Hiesiger.

Plötzlich fing sie an hell aufzulachen: „Da muß ich mir den Fuß verstauchen, um Sie kennenzulernen.“

Ernst von Decken war reitlos verblüfft. Diese offene, vergnügte Sprache war er auch schon lange nicht mehr gewohnt. Die Frauen Südamerikas waren gebunden in einer strengen Konvention mit dem ungeschriebenen aber unerbittlichen Gesetz „Du sollst nicht, Du darfst nicht.“

Was du alles nicht sollst und nicht darfst, dafür sorgen die abweisenden Blicke der Schutzgarde von Brüdern, Vätern, Vettern — ganz zu schweigen von den gespannten Gesichtern mißtrauischer Chemänner, geradezu gefährlichen Gesichtern. Und hier, dieses fremde, junge Mädchen war erstens einmal offensichtlich allein und gab zweitens ganz ungeniert zu, daß sie ihn hatte kennenzulernen wollen.

Der junge Mann bückte sich, faßte das Füßchen an, das junge Mädchen stützte sich auf ihn, er bewegte leicht ihren Fuß,

sie wurde eine Schattierung blässer. Alles geschah ganz selbstverständlich. Dann plötzlich riß sie ihm beinahe den Fuß aus der Hand und stampfte einmal ein bißchen mutwillig auf. „Ist schon gut — man soll sich nicht so haben.“

Sie guckte ihn dabei harmlos freundlich an. Als es ihr aber schien, es zöge ein amüsiertes Lächeln um seine Mundwinkel, wurde sie puterrot und sagte etwas böse: „nun denken Sie glatt, ich hätte dies alles nur gemimt. Ne, is nich, würde der Berliner sagen! Ich war blos mal wieder zu hastig. Und es tut auch noch etwas weh“, fügte sie beim ersten Schritt hinzu.

„Ich glaube es schon“ versicherte Ernst von Decken. „Außerdem — ob Theater oder ob nicht Theater! Nett, sein, schön ist es jedenfalls, daß wir uns kennengelernt haben. Alsdann muß ich mich ja auch vorstellen. So haben wir es doch in unserer Kinderstube gelernt. Oder sind Sie anderer Meinung, gnädiges Fräulein?“

Das „gnädige Fräulein“ mußte nicht recht, was sie dazu sagen sollte. Sie guckte ihn also unsicher an, während er mit vollendet eleganter Verbeugung „v. Decken“ murmelte. Da sagte sie einfach und klar: „Ich bin Lore Buchhöfer“ und sie schüttelten sich beide wie gute, alte Freunde die Hand. „Nachdem Sie zuerst meinen Fuß geschüttelt haben, nicht wahr?“ scherzte Lore Buchhöfer.

Nun stehen sie beide zwischen Himmel und Erde mit straffen Gesichtern im fönigen Wind. Salzige und feucht werden die Lippen. Und weit werden die Herzen der jungen Deutschen, die sich in der Fremde hier gefunden haben und — die sich eigentlich nicht mehr loslassen möchten. So ist wenigstens in dieser Stunde der Wunsch in ihnen beiden.

„Wollen wir nicht Du zueinander sagen“, fragt auf einmal ganz unvermittelt der Mann.

„Nein“, antwortet darauf das Mädchen.

Da schrickt der Mann zusammen. Sehnsucht hat er gehabt,

Sehnsucht drei Jahre aufgespeichert, Du zu einem Menschen zu sagen — gar nichts weiter. Und dann kommt dieses harte Nein.

„Zwischen uns besteht weder Kameradschaft, noch Kutscher-vertraulichkeit, noch Liebesgeflüster“, sagt Lore nach einer Weile, als hätte sie endlich eine Entschuldigung gefunden. „Das Du muß aus tiefstem Herzen kommen. Oder — oder manchmal vielleicht auch aus den Weingläsern vergnügter Nächte. Unter Umständen kann es auch dann eine Kostbarkeit sein und kostbar soll es immer sein — kein Abfallprodukt oder Einfall.“

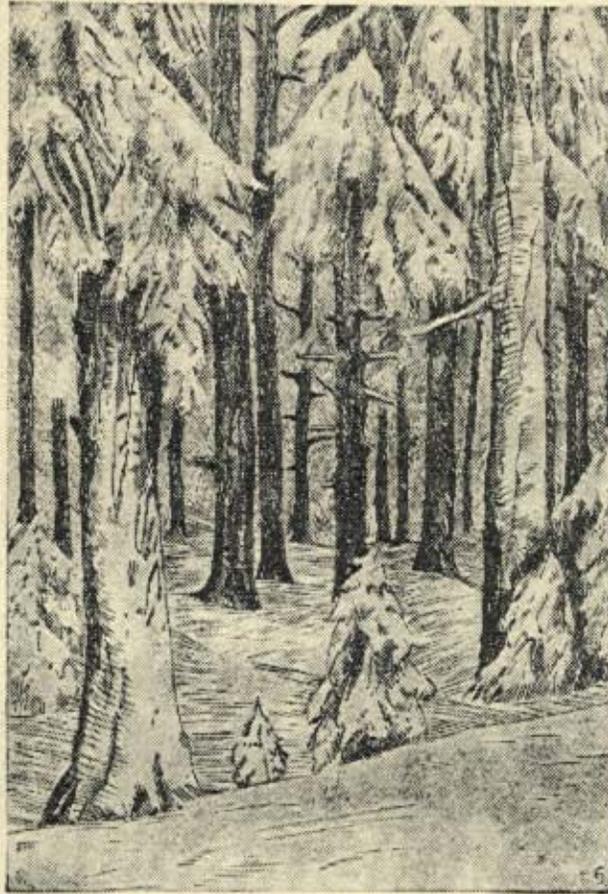
Ernst von Decken horchte auf: so impulsiv ehrlich seine Bitte gewesen war, so leid, so weh ihm die Absuhr getan, diese Lore war nicht nur bildhübsch, sie schien sich auch Gedanken zu machen. Das freute ihn. Das würde ihn anspornen, nicht so faul, nicht so südamerikanisch faul in der Unterhaltung zu sein.

Er zitierte:

„Brüderlein und Schwesterlein,
laßt das trauliche Du uns schenken
für die Ewigkeit immer so wie heut,
wenn — wir morgen noch dran denken!“

„Meinen Sie nicht, in dem Fledermauswalzer liegt ein recht beachtliches Stückchen Philosophie?“

(Fortsetzung folgt.)



Märchenzauber im Winterwald

Späher im Orlogsfeld

Erzählung aus den Kämpfen der ehemaligen deutschen Schutztruppe in Südwest-Afrika

In einer Schlucht am Osthang der Großen Karrasberge lagerten drei Männer in der Umklekabine der deutschen Schutztruppe. Neben ihnen lagen griffbereit die Karabiner. Im nahen Umkreis stand die Nacht wie eine schwarze Mauer, aus der es kein Entrinnen gab. — Es war der dritte Tag, den sie im Orlogsfeld verbrachten. Bei einem Erkundungsritt östlich von der Station Kossis waren sie von einer zahlenmäßig überlegenen Morengabande umzingelt worden. Obwohl das Gefecht ihre Pferde, „Schweinerer“, begann der Unteroffizier zu sprechen, „wenn wir das Feuer wenigstens oben auf dem Plateau anzünden könnten; aber die Buschleute würden sofort merken, daß wir hier in der Patsche sitzen!“ — Zehnt erst, den Blick zur Seite wendend, bemerkte er die leise schwankenden Körper der vom Halbschlaf übermanneten Kameraden. — „Auch das noch;

wenn ihr schlaft, brauche ich nichts zu erzählen. Seht man zu, wie ihr weiterkommt!“ Sog'ich aber glitt ein gutmütiges Lächeln über das ernste, wie in Stein gegrabene Antlitz. — „Na schön, dann werde ich die Wache übernehmen. Hast du noch ein bißchen Tabak, Friz?“ Der neben ihm sitzende Schutztruppeler schrakte auf. Mit müder, beinahe kraftloser Bewegung zog er einen Lederbeutel aus der Rodkutsche. Mühsam preßte er die Worte hervor: „Nimm, ich kann ihn doch nicht mehr gebrauchen. Die Nacht überstehe ich nicht. Das verdammte Fieber macht mich kaputt!“ — „Anstian“,

versetzte der Unteroffizier, „wenn du ordentlich geschlafen hast, stehst du die Welt mit anderen Augen an. Nimm dir ein Beispiel an unserem Jüngsten; knapp neunzehn, vor acht Wochen drückte er noch den Kontorschemel in Swakopmund. Er schläft wie ein Murmeltier, der Junge!“ — Umständlich setzte er seine Pfeife in Brand. Der andere starrte unbewegt in die Flammen. Nach einer Weile sprach er mit dumpfem Tonfall: „In Bierlanden feiern sie heute Mutters Geburtstag. Onkel Gustav hält eine Rede, und hinterher schreiben sie eine Karte... Kannst sie aufheben: Empfänger vom Patrouillenritt nicht zurückgekehrt!“ „Red' nicht solch dummes Zeug, Friz! Schlaf, alter Junge, damit du morgen bei Kräften bist!“ Es wurde still am Feuer. Der Unteroffizier warf dürres Gestrüpp in die Glut. Von Zeit zu Zeit löste sich Steinschlag von der Geröllhalde. Jedesmal schob sich die Hand des Mannes an die Revolvertasche. Er lauschte gespannt.

Schon kündete ein schmales Silberband die aufsteigende Sonne. Wenige Augenblicke später brachen lodernde Lichtbündel über den Rand des Gebirgskamms, der sich tafelförmig über den ganzen südöstlichen Horizont ausdehnte. Dort, am Rande der Kalahari-Wüste, hatten sich die letzten Verfolgungskämpfe abgespielt, nachdem die unter dem Grokmanne Morenaa kämpfen-

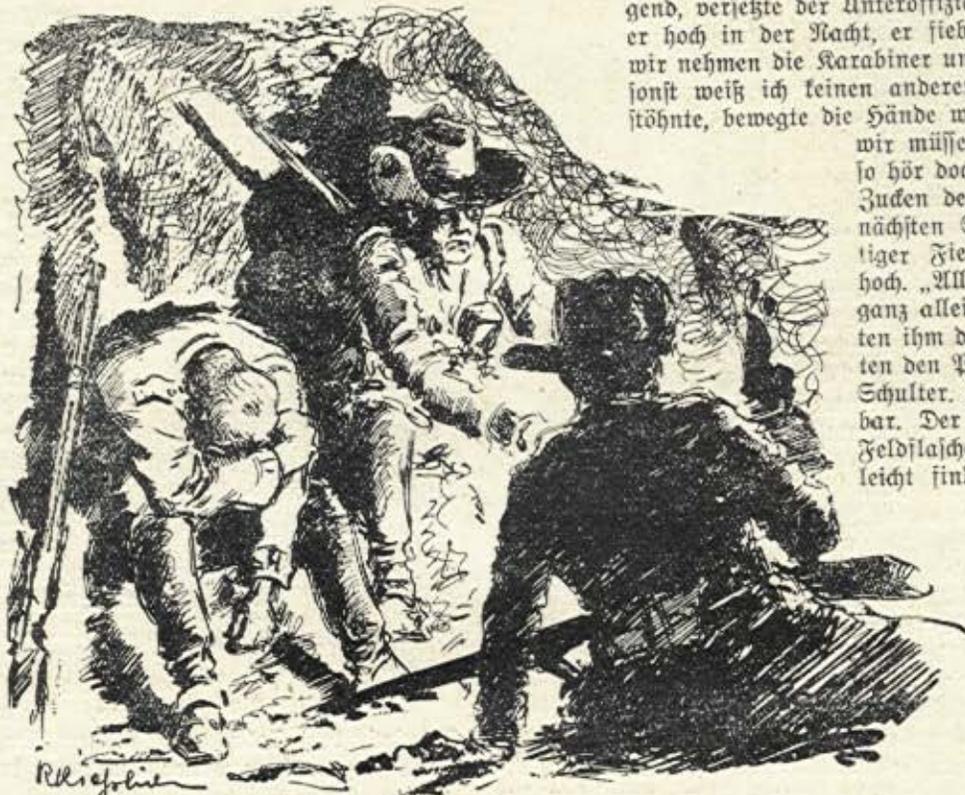
den Hottentotten bei Narudas eine entscheidende Niederlage erlitten. Das Gelände gehörte zu dem schwierigsten, bisher unerforschten Teil des ganzen Schutzgebiets. Von der Morgensonne grell angeleuchtet, reckte der Unteroffizier die frostklammen Glieder. Die Kameraden schloßen noch. Er warf einen abschätzenden Blick nach oben, ehe er sich anschickte, in der ausgetrockneten Wasserrinne hochzuklettern, nahm die Feldflasche, schüttelte sie, um sie dann mit einem Fluch auf die Erde zu schleudern. Von dem Geräusch erwachte der Jüngere. „Hat jemand geschossen?“ Der Unteroffizier verzog keine Miene. „Macht euch fertig“, sagte er kurz, „ich erkunde einstweilen, ob die Luft rein ist!“ Die Blide der beiden Männer begegneten sich. Es war wie ein Wissen um diese letzte Not, die sie standhaft ertragen wollten. Wenn sie vor Hereinbruch der größten Tageshitze keine Wasserstelle fanden, waren sie verloren! Sich über den noch immer schlafenden Kameraden beugend, versetzte der Unteroffizier: „Ein paarmal war er hoch in der Nacht, er fiebert stark. Am besten, wir nehmen die Karabiner und fertigen eine Bahre; sonst weiß ich keinen anderen Rat!“ Der Kranke stöhnte, bewegte die Hände wie in Abwehr. „Friz,

wir müssen weiter! — — Friz, so hör doch!“ Nur ein schwaches Zucken der Augenlider. In der nächsten Sekunde warf ein heftiger Fieberanfall den Körper hoch. „Allein sterben“, leuchtete er, ganz allein sterben!“ Sie loderten ihm den Kopf fragen, entfernten den Patronengurt von seiner Schulter. Linderung wurde spürbar. Der Unteroffizier nahm die Feldflasche auf. „Komm, vielleicht finden wir weiter unterhalb ein Wasserloch oder ein paar Tschamas!“ — Die beiden Männer machten sich auf den Weg. Glühend schon, obwohl sie erst im Aufsteigen war, brach sich die Sonne an den Felshängen. Ein stechender Wind wirbelte Staubmassen heran.

Sie mochten ungefähr hundert Schritte zurückgelegt haben, als sie hinter sich einen Schuß hörten. Zuerst hatten sie das Bestreben, sich in Deckung zu werfen, aber etwas Unbegreifliches lähmte ihre Füße, machte sie schwer, als schleppten sie Zentnergewichte. Langsam kehrten sie an den Lagerplatz zurück. „Armer Kerl“, sagte der Unteroffizier nach einer Weile, „er hat sich für uns geopfert!“ Stumm über dem Toten reichten sie sich die Hände.

Seit langen Stunden hatten die beiden Männer kein Wort mehr gesprochen. Sie folgten jetzt einer mit dem Flußbett parallel laufenden Sanddüne. Geländefalten mit steilen Kalkrändern mußten durchquert werden. Die Hitze wuchs und wurde mit jedem Schritt unerträglicher. Längst hatten sie alles überflüssige Gepäck von sich geworfen. Die Uniformröcke waren von Dornen zerfetzt. In ihren Stiefeln gähnten klaffende Löcher. So wankten sie vorwärts, geblendet vom Licht der erbarmungslos niederjüngenden Sonne.

„Da sieh!“ Mit diesem Aufschrei blieb der Unteroffizier plötzlich stehen und deutete zur Erde. „Hier sind sie geritten, deutsche Reiter; — die Spuren sind noch frisch!“ Der Jüngere war kraftlos an seiner Seite niedergesunken. „Maz! Nicht



Reliefbild



liegen bleiben! — Wir schaffen es noch! — Wirßt doch deinen alten Unteroffizier nicht im Stich lassen!“ Die Worte bewirkten, daß der junge Schuktruppler sich aus dem Sande erhob. Schon färbten sich die im Hintergrunde sichtbaren Bergketten mit violetten Tinten. Die Sonne sank tiefer. Nachdem der Jüngere mehrmals bewußtlos zu Boden gesunken war, hatte der Unteroffizier seinen Schulterriemen am Koppel des Kameraden befestigt und schleifte ihn auf diese Weise hinter sich her. — Gab es denn nirgends Rettung? Wiederum, diesmal im Zustand völligen Erschöpfens, blieb der Unteroffizier stehen. „Nur, wir müssen weiter!“ Nur ein leises Wimmern war die Antwort. Das Gesicht des jungen Schuktrupplers, der ausgestreckt im Sande lag, war verzerrt. Schaum trat vor die geöffneten Lippen. „Afrika — blutiges Afrika!“ Raslos um sich blickend, wandte der Unteroffizier dem Rande der Klippe zu. Sein Blick erstarrte. Er wandte sich schauernd ab; denn unten, von den Strahlen der tiefstehenden Sonne getroffen, erhob sich ein länglich geformter Hügel. Auf einen Reiterrißel gestülpt, schwankte im Winde der Hut des toten Kameraden, den sie am Morgen begraben hatten. Um in die vor Wind und Nachtkälte besser geschützte Schlucht zu gelangen, reichten die Kräfte nicht mehr aus. Entmutigt, der letzten Hoffnung beraubt, sank der Unteroffizier neben dem Kameraden nieder. Aus war es, ihr Schicksal war besiegelt! Er hörte die zerrissenen Worte des Fiebernden: „Rein! Ich will ehrlich sterben, von einer Kugel sterben!“ Unerrträglich wurde es. Ein Gefühl dumpfen Gleichmuts erfaßte den Mann, dessen Gesicht um Jahre gealtert schien. Wie ein eiserner Ring lag es auf seiner Stirn. „Heimat! — Heimat,

wie weit...“ Der Wind nahm die unbewußt gesprochenen Worte auf und wehte sie fort. Dem Manne war es, als hörte er über sich ein Rauschen. Ein Fahmentuch flatterte so, hoch am Mast, den er selbst mit in diese Erde gerammt hatte. Auch wenn er hier elend vergehen mußte, es war deutsche Erde, erkämpft mit dem Blute der Feuersten und Beften. — Blötzlich ipannten sich seine Mienen. Er richtete sich auf. Im Osten türmte sich schwarzes Gewölk, das mit unheimlicher Eile heranwuchs. Schon zuckten die ersten Blitze. Er packte den Kameraden an der Brust. „Wasser“, schrie er, „es gibt Wasser!“ Und dann strömte es hernieder. Immer wieder ließ der Unteroffizier den breittrempigen Hut vorraufen und kühlte Gesicht und Hände des Fiebernden. Zeitweilig, wenn er aus dem Schlaf der Erschöpfung aufschreckte, tastete der Unteroffizier nach der Hand des Kameraden, aber die eigene Schwäche war so groß, daß er sich der weiteren Vorgänge dieser Nacht kaum bewußt wurde.

Am Morgen des fünften Tages sichtete eine deutsche Reiterpatrouille am Ostrand der Großen Karrasgebirge die Gestalt eines Mannes, der unbeweglich in die Steppe spähte. In der Annahme, daß es sich um einen vorgeschobenen Posten der Morengaleute handelte, saßen die Reiter ab und formierten sich zur Schützenlette. Zu ihrer Bewunderung blieb der Mann stehen, und im Näherkommen erkannten sie in ihm den Unteroffizier der vermissten Patrouille.

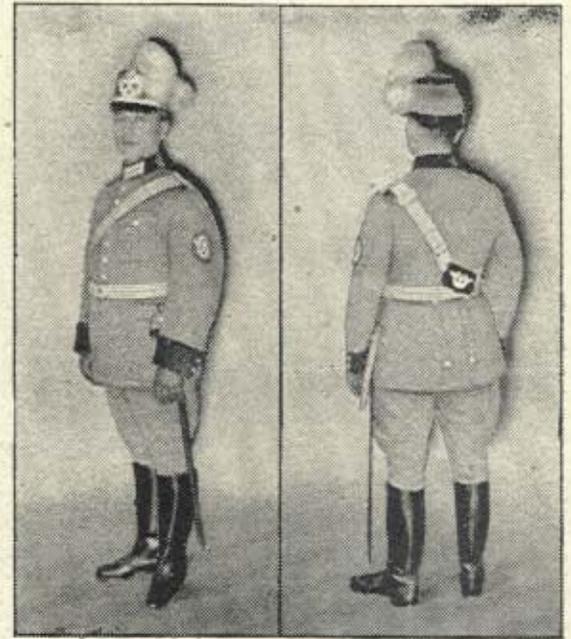
„Am Himmels willen, Mann, wie sehen Sie denn aus?“ rief der Leutnant, auf ihn zutretend, „Sie haben ja schlohweißes Haar bekommen!“ — Da erst erwachte der Unteroffizier aus seiner Erstarrung. Er hob die Hand, salutierte, und auf den Leichnam des jungen Reiters deutend, sprach er mit militärisch knapper Betonung: „In Afrika für Deutschland gefallen!“ Die Kameraden fingen ihn in ihren Armen auf. Bert Brenneke.



Bilder der Woche

Schwarzwälder „Nachtigallen“ beim Führer

Eine Gruppe Schwarzwälder Sängerinnen, die „Blottertaler Nachtigallen“, wurden vom Führer in der Reichskanzlei empfangen und brachten Lieder ihrer Heimat zum Vortrage.
(Heinrich Hoffmann, K.)



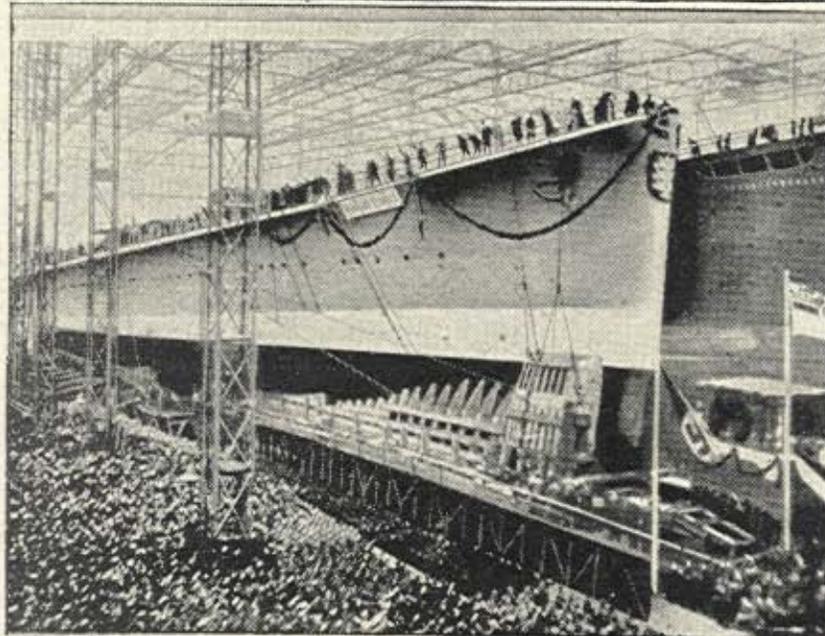
Neue Paradeuniform für Polizeioffiziere

Durch Runderlaß des Reichsführers der SS und Chefs der deutschen Polizei wird jetzt allgemein für Polizeioffiziere eigene Paradeuniform eingeführt. Außer dem bereits eingeführten Felbindenschloß gehört dazu ein Tschako mit weißem Haarbüsch, ferner ein Bandolier und eine schwarzlackierte Kartusche mit Hoheitsabzeichen.
(Pressefoto, K.)



Kreuzer „Admiral Hipper“ vom Stapel gelaufen

Der neueste Bau der jungen Kriegsmarine des Dritten Reiches, der erste 10 000-Tonnen-Kreuzer, lief, wie in der Tagespresse bereits ausführlich berichtet wurde, in Hamburg glücklich vom Stapel. Das Schiff erhielt den Namen „Admiral Hipper“, des Führers der deutschen Aufklärungstreitkräfte in der Skagerrak-Schlacht, und ist zum Führerschiff der Kreuzer bestimmt.
(Scherl Bilderdienst, K.)



Schutztruppen-Tradition für ein Wandsbeker Bataillon

Auf dem Kasernenhof des Inf.-Regiments 69 in Wandsbek erfolgte durch Generalmajor von Lettow-Borbeck, den siegreichen Verteidiger von Deutsch-Ostafrika, die feierliche Uebergabe der Tradition der Schutztruppe an das 2. Bataillon des Regiments. Die Spitzen der Partei, des Staates und der Wehrmacht nahmen an dem Festakt teil. Unser nebenstehendes Bild zeigt den Vorbeimarsch vor Lettow-Borbeck.
(Scherl Bilderdienst, K.)

